



Urwaldbewohner Hauck

„Ich bin Tatanca. Punkt“

Aussteiger Ein Deutscher behauptet, Indianerhäuptling am Amazonas zu sein. Seine Erzählungen von Eldorado beeindruckten Steven Spielberg und Jacques Cousteau. Dabei ist sein Leben das wahre Abenteuer. *Von Alexander Smoltczyk und Johannes Arlt (Fotos)*

Ende der Sechzigerjahre tauchte in Brasiliens Bundesstaat Acre, tief im Amazonasgebiet, ein Mann auf. Er trug einen Lendenschurz, seinen Bogen und eine Feder und erklärte, er sei Tatanca Nara, Häuptling der Ugha Mongulala. Niemand hatte je von einem Indianerstamm dieses Namens gehört. Auch hatte der Mann keinerlei Ähnlichkeit mit einem Indio. Im Gegenteil: Er war weiß und sprach mit starkem fränkischem Akzent.

Den Akzent habe er von seiner Mutter, sagte der Mann im Lendenschurz, einer deutschen Nonne, die von Indios geraubt worden sei. Sein Volk lebe in einer unterirdischen Stadt Akakor, auch dort würde Deutsch gesprochen, sagte er. Das liege an den Nachkommen von 2000 Nazi-Soldaten, die einst mit U-Booten den Amazonas hinaufgefahren seien.

Anderswo wäre nach dem Arzt gerufen worden. Im Amazonasgebiet wuchern auch die absonderlichsten Geschichten, und so ließ man Tatanca Nara erzählen. Der Mann machte ansonsten einen freundlichen Eindruck. Es wäre auch weiter nichts passiert, wenn nicht der damalige ARD-Korrespondent Karl Brugger von dem Vorfall gehört hätte. Er besuchte Tatanca Nara in Manaus und ließ sich zwölf Tonbänder volliktieren; „die außergewöhnlichste Geschichte“, urteilte Brugger, „die ich jemals gehört habe“. Es ging um außerirdische Besucher, geheime Riten der „Altväter“ und den Einfall der „weißen Barbaren“, alles detailliert beschrieben, wortreich und lückenlos „vom Jahre null bis zur Gegenwart“.

Noch außergewöhnlicher war, dass Bruggers 1976 erschienene „Chronik von Akakor – erzählt von Tatanca Nara“ einen gewissen Erfolg hatte. In New-Age-Zirkeln wurden Tatanca's Erzählungen wie die Qumran-Rollen studiert: „Fünf leere Tage am Ende des Jahres sind der Verehrung unserer Götter geweiht.“

Aber auch der Meeresforscher Jacques Cousteau heuerte Tatanca als Führer an, als er mit seiner „Calypso“ 1983 das Gebiet erkundete. Und im Mai 2008 kam „Indiana Jones und das Königreich des Kristallschädels“ in die Kinos. Es ging um eine versunkene Amazonasstadt Akakor und ein Indianervolk namens Ugha Mogulala. Die zugehörige Actionfigur trägt nur einen Lendenschurz und eine Feder.

Gibt es das Original? Lebt Tatanca?

Der Flussdampfer „Almirante Azevedo II“ dieselt seit gut 30 Jahren den Rio Negro hoch und wieder herunter, 35 Stunden stromaufwärts von Manaus bis Barcelos. Es ist eine Fahrt durch schwarzes, vom verrottenden Laub sauer gewordenen Wasser, das jetzt in der Regenzeit den Wald flutet und den Rio Negro in ein sintflutliches Netzwerk von Flussarmen und fauligem Morast verwandelt.

„Tatanca?“

Raimundo Azevedo, der Kapitän, hockt neben einem Reifenstapel im Unterdeck und lässt sich den massigen Rücken kneten, von einer Physiotherapeutin, die irgendwann an Bord gekommen ist. „Der Indianer aus Deutschland. Natürlich kenne ich ihn. Jeder am Fluss kennt ihn. Klar lebt er noch. Sofern ihn letzte Woche niemand erschossen hat.“ Die „Almirante Azevedo II“ ist durch stockdunkle Nacht gefahren, in einer Blase aus dem Rauschen des Wassers und dem betäubenden Tuckern des Diesels. Die Geräusche zurückgeworfen von der Pflanzenmauer am Ufer, einer wuchernden, ineinanderverstrickten Masse. Kapitän Azevedo zieht sich ein Hemd über und stemmt sich die Stiege zum Oberdeck hinauf, Karten spielen.

Die paar Dutzend Passagiere hängen in ihrer Matte, dicht an dicht wie Würste in der Räucherammer. Ein Pfingstkirchler betet kreuzschlagend, der Junge neben ihm ist in Vaginalansichten auf seinem Handy vertieft. Jeder beginnt seinen Tag.

Nach 35 Stunden Fahrt auf dem Rio Negro taucht Barcelos auf wie eine Verheißung: 15 000 Einwohner, 30 Kirchen.

Der Kapitän hat von Tatanca's Urwaldfestung gehört: „Keiner traut sich hin. Weil er Sprengfallen montiert hat und Gewehre an die Bäume. Niemand weiß, was er dort verbirgt.“ Das Ufer zieht vorbei, ab und zu steigt etwas Krächzendes auf.

„Da war ein Deutscher“, sagt der Kapitän. „Der hat ein Buch über Tatanca geschrieben. Der hat sich sogar eine Schildkröte übers Herz tätowieren lassen, genau wie Tatanca. Den haben sie dann in Rio umgebracht.“

„Die Kugel genau in die Schildkröte“, ergänzt Lucio, ein Taxifahrer mit fettem Bauch, dem ein Stück Ellenknochen aus dem Handgelenk ragt, Motorradunfall.

„Aber das war nicht Tatanca.“

„Vielleicht nicht.“

Der Flussdampfer kriecht den Strom hoch, schiebt sich durch vorgeschichtliche organische Masse, und je länger er den treibenden Baumstämmen und schwimmenden Inseln ausweicht, desto mehr Gerüche tauchen auf, über diesen Deutschen stromaufwärts. Und umso finsterner werden sie.

Knochen habe man gefunden, vor sieben Jahren, sagt Lucio: „Lange Knochen. Das war kein Amazonier. Ein Deutscher wahrscheinlich.“ Tatanca habe ihn getötet, um an sein Geld und seine Frau zu kommen. „Das sagen die Leute. Aber Tatanca sagt, er sei das nicht gewesen.“

„Vielleicht nicht. Er soll vor der Polizei seines Landes weggelaufen sein.“ Sagt der Kapitän. Tatanca muss jetzt weit in den Siebzigern sein. Aber er sei immer noch stark und fit, sagt der Kapitän. Ein anderer sagt: „Er hasst Gringos.“ Kleine Pause, Blicke: „Ihr seid Gringos.“

Sinnlos und verheißungsvoll gleitet das Ufer vorbei. Manchmal huscht ein kurzer Schatten aus dem Wasser, einer der rosa Delfine, die es im Rio Negro gibt und die nachts an Land gehen und Frauen schwäntern sollen.

Auch der Abenteurer Rüdiger Nehberg traf diesen weißen Indio Tatanca Nara bei einer Expedition zu den Yanomami-Indianern. Die beiden Männer hassten einander auf den ersten Blick, warfen sich gegenseitig Lüge, Mord und Wahn vor. Anscheinend bis heute. „Tatanca will mich per-

sönlich im Rio Negro ersäufen“, mailt Nehberg noch im Mai.

Das liegt daran, dass Nehberg 1991 ein Buch namens „Der selbstgemachte Häuptling“ veröffentlicht hat. Darin deckte er auf, dass Tatanca Nara eigentlich Hansi Richard Günther Hauck heißt und 1941 in Grub am Forst geboren wurde. In der Nähe von Coburg und nicht am Rio Negro. Hauck habe als kleiner Junge viele „Tanz“-Hefte gelesen und 1966 Frau und Kinder sitzen lassen, um auf dem Frachter „Dorthe Oldendorff“ anzuheuern und in Brasilien abzutauchen. Ehemalige Freunde erzählten, als Kind habe er einmal die Landung von Außerirdischen ge-

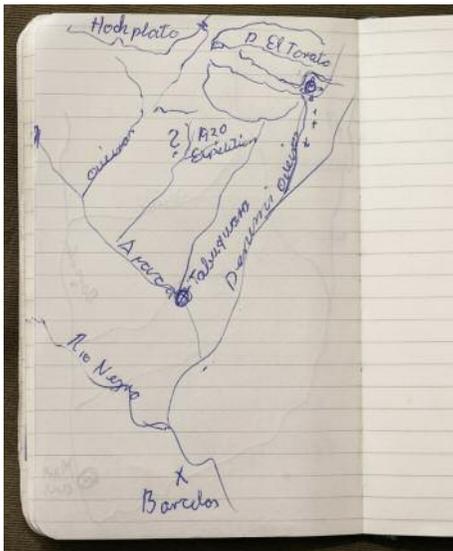
meldet. All das wäre harmlos, wenn es nicht drei bis heute unaufgeklärte Todesfälle geben würde. Alle geschahen am Oberlauf des Rio Negro. Alle Opfer waren vom Buch „Die Chronik von Akakor“ angelockt worden und hätten einen gewissen Tatanca Nara gebeten, sie zu der versunkenen Stadt zu führen. Und allen dreien hätte er nach Zeugenaussagen versprochen: „Ich zeige euch Akakor.“

Das Bundeskriminalamt nahm Ermittlungen wegen des Verdachts der Tötung und des Verschwindenlassens dreier Personen auf „gegen den deutschen Staatsangehörigen Günther Hauck, der unter falscher Identität in Brasilien lebt“. Daraus wurde nicht viel.

Nach 35 Stunden käferhaftem Geschiebe, 500 Kilometer jenseits von Manaus taucht Barcelos am linken Ufer auf wie eine Verheißung. 15 000 Einwohner und 30 evangelikale Kirchen, die mit ihren auf Pick-ups montierten Soundsystemen Erlösung verkünden in die reglose, erdige Luft der Stadt: „Gott verwehrt euch kein Wunder!“ Es ist die Religion für die Aufstrebenden, die nicht ans Jenseits, sondern an die Zukunft glauben wollen.

Der Amazonas und seine Nebenflüsse hatten immer schon eine Wirkung auf Menschen, denen das Übliche zuwider war. Glücks- und Goldsucher, Klaus Kinski und Alexander von Humboldt, einen Entdecker-Nazi namens Otto Schulz-Kampfenkel und ungezählte Regenwaldretter. Der jüngste Zugang ist ein spindeldürrer Texaner mit wässrigen Augen, der von Freunden „The Amazing Falterman“ genannt wird und gerade sein Fahrrad am Café Regional vorbeischiebt.

Patrick Falterman verließ mit 20 Jahren sein Elternhaus im tief konservativen Bibeltal der USA, trampelte in die Amazonasstadt Belém und tauschte dort seinen



Von Tatanca Nara gezeichnete Schatzkarte „Wollt ihr nach Eldorado?“



Arbeiter bei der Entladung von Palmfaserballen*: „Ich habe ‚Indiana Jones‘ gesehen“

Laptop gegen ein Kajak. Dann begann er, den Amazonas hochzupaddeln. Auf die altmodische Art, wie er sagt. Ohne GPS, gegen den Strom, im Gepäck kaum mehr als Teddy Roosevelts „Through the Brazilian Wilderness“. Stockfinstere Einsamkeit, Rasierklingengras, Gift spuckende Spinnen, tagelange Irrfahrten. Nun, vier Jahre später, hat Falterman 4500 Kilometer hinter sich gebracht und sagt: „Ich habe Tatanca vor vier Wochen noch getroffen. Er muss Mitte siebzig sein, aber er ist zäher als ich. Die Leute scheinen Angst vor ihm zu haben, right?“

Tatanca habe seine Hütte im Wald mit Dynamit gespickt, erzählt Falterman. „Er hat Freunde beim Militär. Das hilft. Denn viele würden ihn am liebsten erschießen. Einem Mädchen soll er gesagt haben, er sei sein Vater, und es müsse mitkommen, in sein Boot. Unheimlich, der Mann.“

Es ist heiß, manchmal kommt ein kühler Hauch vom Fluss wie ein Fächerschlag. Falterman macht eine weitere Dose Skol-Bier auf, lässt einen Tieflader vorbeidonnern und sagt: „Seine Geschichten klingen nach einer Menge Bullshit. Und sein Portugiesisch ist lausiger als meins. Großer Egotrip. Aber er kennt das Gebiet besser als irgendjemand sonst. Und er ist da einer Sache auf der Spur, im Indianergebiet, oben am Rio Araçá.“

Einer Sache? „Eldorado. Es soll oben bei den beiden Bergzinnen sein, oberhalb des Wasserfalls. Tatanca ist der Einzige, der schon da war.“ In Barcelos scheint „Eldorado“ ein Ort zu sein wie jeder andere.

Bis vor Kurzem war Barcelos die Weltstadt für den Zierfischfang und unter Aquaristikern so bekannt wie Cognac unter Weinbrandfreunden. In den Brackgewässern um Barcelos entdeckte der österreichische Forscher Johann Natterer 1831 jenen *Symphysodon discus*, der als „König der Aquarienfische“ heute millionenhaft die Wohnzimmer bevölkert, meist zusammen mit dem Roten Neon, dem beliebtesten Zierfisch überhaupt und ebenfalls im Rio Negro zu Hause.

So sind auch alle Telefonzellen Barcelos als Zierfisch gestaltet, und zum Karneval teilt sich die Bevölkerung in zwei Gruppen, die Neons und die Discusse, um in selbst geklebten Fischkostümen aufeinander loszugehen.

Seit aber in Asien Zierfische in großem Stil nachgezüchtet werden, ist der Handel um 70 Prozent zurückgegangen.

Zwei deutsche Aquarienfrende sind vor einiger Zeit wegen Biopiraterie festgenommen worden. Sie hatten den Ver-

* In Barcelos.



Amazonaskapitän Azevedo: „Die Kugel genau in die Schildkröte“

sicherungen ihres Führers Glauben geschenkt, eines Einheimischen, der zu ihrer Überraschung fließend Deutsch sprach und sich Tatumca Nara nannte.

Im Rathaus, einem modrig angelaufenen Bau am Ufer, heißt es, die „Chronik von Akakor“ habe einen eigenen Tourismus in Gang gesetzt. Nicht mehr nur Aquaristiker, sondern diverse Dschungel- und Indianerfreunde seien angereist. Allerdings nur, bis sich Meldungen über drei Todesfälle verbreiteten.

Zuerst verschwand ein junger US-Amerikaner, John Reed. Das war Ende 1980.

Drei Jahre später der Schweizer Forstwirtschaftler Herbert Wanner. Ein Jahr später fand man seine Turnschuhe, Knochen und einen Schädel mit Einschussloch. Von diesen Knochen hatten sie auf dem Flussdampfer erzählt.

Reed hatte die „Chronik“ als Gebrauchsanweisung für sein Leben gelesen. In seinem letzten Lebenszeichen, einem Brief an die Eltern, schrieb er: „Ich glaube mehr denn je an Tatumcas Ehrlichkeit.“

Die dritte Verschwundene ist eine Christine Heuser, Yogalehrerin aus Kehl am Rhein. Auch sie hatte die „Chronik von Akakor“ verschlungen und war überzeugt, in einem früheren Leben Tatumca Naras Ehefrau gewesen zu sein. Im Sommer 1986 besuchte sie ihn. Es gibt ein Foto, auf dem

Christine Heuser barbusig an einer Liane schaukelt. Ansonsten fehlt von ihr jede Spur.

Seit der Handel mit Zierfischen quasi zum Erliegen gekommen ist, haben sich die Bootsleute am Oberlauf des Rio Negro nach anderen Beschäftigungen umsehen müssen. Viele lauern auf US-amerikanische Hobbyangler, die wegen der Pfauenaugenbuntbarsche hierherkommen. Andere schippen den Rio Negro hoch bis in die Verästelungen an der kolumbianischen

Nach nächtlichen Regengüssen ist die Piste nach Ajuricaba kaum passierbar. Zu Tatumca Nara führt kein Weg.

Grenze und lassen sich Kokainpäckchen unter den Kiel montieren.

„Ich habe Tatumca gefragt, ob er die drei umgebracht hat. Er sagt Nein“, damit ist die Sache für Mamá erledigt. Mamá trägt Seepferdchen-Tattoo und Kopftuch, ein abgezehrter Mann, der in Barcelos als „o Pirata“ begrüßt wird. Er hat eine Totenkopfflagge am Boot und ist in allen trüben Gewässern zu Hause: „Nur Drogen nicht“, präzisiert Mamá ungefragt. Sein Grinsen zeigt oben rechts einen Eckzahn aus roter Keramik.

Mamá sagt, er sei der einzige Freund des Tatumca. „Ich habe ihm gesagt, dass mich seine Geschichten nicht interessieren. Ich möchte nur vom Gold etwas abhaben.“

Im November seien sie zusammen den Rio Araçá hochgefahren.

„Bis hinter den Wasserfall. Da siehst du zwei Höhleneingänge. Vielleicht waren das auch Tunnel von den Nazis. Wir haben vergebens versucht, uns von oben abzu-seilen. Tatumca fing auch an, wirklich komische Sachen zu reden.“ Was mag einem Piraten namens Mamá komisch vorkommen? „Er sagte: Da kommt gleich König Salomon rausgeritten.“ Und dann? „Ich sollte ihn abknallen.“ Aber der König blieb aus. Muss der falsche Eingang gewesen sein. „Tatumca sitzt jetzt vermutlich in seiner Hütte. Ich fahre euch hin.“

Nach den nächtlichen Regengüssen ist die Piste nach Ajuricaba kaum passierbar. Bei Kilometer acht liegt eine Schlange auf dem Weg, zwei Kilometer weiter endet die Piste in kniehohem rotem Morast. Wenn Tatumca Nara wirklich in seinem Urwaldsitz sein sollte, dann führt kein Weg zu ihm. „Vielleicht besser so für euch.“ Sagt Mamá, der Pirat.

Allerdings gebe es ja noch Tatumcas Schwiegermutter, Elfriede Katz.

Ihr Haus liegt in der Estrada de Nazaré, direkt am Flussufer, am Rande der Stadt. Am Türrahmen ist, wie in allen jüdischen Häusern, eine Mesusa angenagelt, das Verhältnis mit Thoraversen. Elfriede Katz sitzt gut gelaunt im Schaukelstuhl auf ihrer Veranda. „Tatumca? Nee, der is nich hier.“ Die 88-jährige Dame hat ihren Bremer Tonfall mit in den Dschungel genommen. Ihre Eltern seien kurz nach ihrer Geburt nach Brasilien ausgewandert. Dort heiratete sie einen Klavierbaumeister, dessen Familie vor dem Holocaust geflohen war.

Elfriede Katz wurde Sopranistin und sang in „La Traviata“ an den Opern von São Paulo und Porto Alegre. Nichts wies darauf hin, dass sie eines Tages in der Welthauptstadt des Zierfischwesens alt werden würde, mit einem Deutschindianer als Schwiegersohn, der erzählte, sein Name sei Große Wasserschlange.

„Meine Tochter kam und sagte, sie hätte einen deutschen Indianer getroffen. Tatumca schickte ihr Liebesbriefe per Militärpost. Topsecret stand da drauf. Dann zogen die beiden an den Rio Negro und lebten jahrelang mit den Yanomami-Indianern, bis ihre beiden Kinder in die Schule mussten.“ Elfriede Katz scheint keinen Zweifel an der Herkunft ihres Schwiegersohns zu haben. Sie und ihr Mann folgten ihrer Tochter nach Barcelos und machten ein kleines Hotel auf. Die meisten von Tatumcas Kunden sind hier abgestiegen. Auch jene drei, die nicht mehr aus dem Wald zurückkehren sollten.

Im Übrigen, sagt Elfriede Katz, sei Tatumca gerade nicht in der Gegend, sondern

mit seiner Frau Anita den Fluss hinuntergefahren, nach Manaus. Nein, sie wisse nicht, wann er wiederkomme, sagt sie und summt mit hoher Stimme die Arie der Violetta: „È strano ...“.

Wie schwer muss dies Erzählen sein. Gerade ein Lügengebäude will unterhalten werden, und sei es auch noch so gekonnt erdacht. Da muss umgebaut, angebaut, renoviert werden. Manche Räume sind nicht mehr zu retten, neue kommen hinzu. All das erfordert ständige Aufmerksamkeit. Besonders, wenn neue Besucher kommen. Die müssen herumgeführt werden und stellen Fragen. Es ist Vorsicht geboten, bevor jemand in ein neues, womöglich noch fantastischer ausgestattetes Zimmer geführt wird. Erzählen kann noch schwerer sein als das Leben.

Und das Leben spielt, wie es will. Es inszeniert die Begegnung mit Tatumca Nara nach seinen unwahrscheinlichen Gesetzen: Wir entdecken ihn im „Amazonas“, einem Einkaufszentrum in Manaus, zwischen „Bob's Burgers“ und „C&A“. Er trägt eine Einkaufstüte. Aber er ist es. Das Schauspielergesicht, die Hände, die Lederhaut, das immer noch volle Haar. Und der fränkische Zungenschlag: „Bom dia, ich bin Tatumca.“

Es ist, nach all den Geschichten, den Gerüchten und Dämonisierungen, als stünde man Winnetou gegenüber. Oder Jack the Ripper. So geht die Geschichte dieser Begegnung: Fotograf Johannes Arlt hat ein neues Hemd gebraucht, und Tatumca hat seine Frau Anita zu einer Augenoperation begleitet, zeitgleich. Zum ersten Mal seit sechs Jahren, sagt er, sei er wieder in Manaus. Es ist ein Zufall, der wie eine Geschichte von Tatumca klingt.

„Setzen wir uns“, sagt er. „Ich bin nicht gern in der Stadt. Ich bin am liebsten im Wald, bei meinen Indianern.“

Es scheint gleichgültig, wer ihm gegenüber sitzt. Er will keine Geschichten hören, er will erzählen. Er berichtet von seiner



Urwaldbewohner Mamá

In allen trüben Gewässern zu Hause



Sopranistin Katz: Nichts wies auf einen Deutschindianer als Schwiegersohn hin

Zeit bei den Yanomami-Indianern, als Anita und er eine Krankenstation und eine Schule betrieben haben. Wie er von den Indianern das Überleben im Wald gelernt hat. Und dann, nach einem prüfenden Blick, wie weit der Zuhörer ihm zu folgen bereit ist, wird abgebogen in ein Labyrinth von Fantastereien: „Im November habe ich die Häuptlingswürde abgegeben. Der Chefpriester hatte zwei von diesen drei Meter großen Dienern der Götter bei sich. Er sagte, die Altväter kehren zurück, sie haben den Tunnel geöffnet.“ Er erzählt von Mauern in Gestalt einer Schildkröte. Von einer Höhle mit dem Davidstern daran.

Bei solchen Sätzen legt Anita, seine Frau, ihm die Hand aufs Knie: „Schatzi“, sagt sie dann, und er verstummt.

Vielleicht hätte man diesen Mann einfach nur reden lassen sollen. So wie er jetzt erzählt, in einem Strom aus Erinnerungen und Fantasien, Fabulierungen, wilden Lügen und detaillierten Schilderungen. Die „Chronik von Akakor“ sei doch zu großen Teilen fantasiert, sagt er: „Brugger wollte einen neuen ‚Papalagi‘ schreiben.“

Der „Papalagi“ war Pflichtlektüre in der Hippiezeit; ein ausgedachter Südseehäuptling hält zivilisationskritische Reden an sein Volk. Tatumca könnte jetzt die

komplette „Chronik“ als Spinnerei abtun. Aber nein. An Kernaussagen kann er natürlich nicht rütteln. Weil sie ja wahr sind: „Es gibt Deutsche in meinem Volk. Natürlich sind sie nicht mit U-Booten gekommen. Dazu ist das Wasser dort zu niedrig. Sie müssen vorher umgestiegen sein.“

Am nächsten Morgen treffen wir Tatumca noch einmal, diesmal ohne Anita, am Fischmarkt von Manaus, direkt an der schwarzen Brücke des Rio Negro. „Wollt ihr nach Eldorado?“, fängt er an. „Das ist keine Legende. Ich habe Mauern gefunden wie die von Machu Picchu. Ich kann euch hinführen.“ Ohne Zögern nimmt er Stift und Notizblock und beginnt, den Weg nach Eldorado aufzuzeichnen. Es liegt irgendwo auf einem Hochplateau zwischen Rio Aracá und Rio Demini.

Seines ist ein endloses, gewundenes Erzählen, und recht bald taucht ein Verdacht auf: Die versunkene Stadt des Tatumca Nara liegt nicht im Regenwald. Sie liegt am Füllbach in Oberfranken, in Grub am Forst. Von hier ist Günther Hauck einmal geflohen, möglichst weit fort, bis in die letzten Verästelungen des Amazonas, in eine neue Existenz, die mit der alten nichts mehr zu tun haben durfte.

In brasilianischen Ermittlungsakten ist von einem offenkundig verwirrten Deutschen namens Günther Hauck die Rede,



Abenteurer Falterman: „Bullshit in lausigem Portugiesisch“

der von einem Landgang nicht zurückgekehrt ist. Ein Psychiater stellte Schizophrenie fest, und die deutsche Botschaft schickte den Mann zurück in die Heimat.

Kennt er, Tatumca, Günther Hauck? Nicht persönlich, sagt er. Einmal sei er nach Deutschland gereist. Da hätten sie ihn als diesen Günther Hauck angesprochen, und eine Frau gab es auch dazu, und er wollte keine Scherereien und ist mit ihr ins Bett gegangen. Aber das war alles komplett falsch: „Ich bin Tatumca. Punkt.“

„Günther Hauck“ ist nur eine herumliegende und abgelegte Haut. Und wie als letzten Beweis zieht Tatumca einen brasilianischen Personalausweis heraus. „Indianer“ steht da – und ein Stempel der brasilianischen Indianerbehörde. Er muss als Indio sehr überzeugend gewesen sein.

Hätte man diesen Mann einfach nur reden lassen, wäre wohl nichts passiert. Aber seine Geschichten holten ihn ein. Da kamen Leute. Und sie wollten nicht nur Geschichten hören. Sie wollten sehen und den Fluss hinaufgeleitet werden und die unterirdische Stadt betreten.

Es vermischten sich Welten, die er bislang getrennt hatte. Vielleicht fühlte er sich in die Enge gedrängt, von all den Bewunderern und Schatzsuchern und Nachfragern. Am schlimmsten Rüdiger Nehberg. Der mit Akten kam und alten Fotos

und ganz genau wissen wollte, wer er wirklich sei. „Der ist schizophran, der Nehberg. Ein Lügner.“

Dann diese Yogalehrerin, die auch behauptete, seine wahre Frau zu sein.

Vielleicht ließ er sie alle, als keine Ausreden, Warnungen, Beschwörungen mehr halfen, allein mit ihren Erwartungen. Ließ sie einfach weiterlaufen im Dickicht aus Gift und Dornen. Im Wald überlebt man ohne Erfahrung nicht lange, auch nicht mit der „Chronik von Akakor“ im Gepäck.

„Ich lebe mit meinem Gewissen“, sagt er. „Ich habe viele umgebracht, aber als Soldat. Ich bin nicht unschuldig.“

Auf die Verschwundenen angesprochen, sagt Tatumca: „Ich lebe mit meinem Gewissen. Ich habe viele umgebracht, aber als Soldat, die hatten eine Waffe in der Hand. Ich bin nicht unschuldig. Aber ich habe die drei nicht umgebracht, wie sie mir vorgeworfen haben.“

Was mit John Reed und den anderen wirklich geschehen ist, wird nicht mehr aufzuklären sein. Das deutsche Verfahren gegen Günther Hauck, alias Tatumca Nara, ist eingestellt: wegen Abwesenheit des Beschuldigten. So bleibt nur ein Verdacht.

Und ein beiläufiger Satz auf dem Fischmarkt von Manaus, während ringsum Kambuntbarsche entgrätet werden:

„Mein Name Tatumca bedeutet Große Wasserschlange. Die hat zur Gewohnheit, ihr Opfer nur anzugreifen, wenn weit und breit nichts stören kann.“

Was bleibt, außer einem Verdacht, von einem Fantasten, einem Blender und begnadeten Selbsterfinder, einem Menschen, dem seine Geburtsurkunde nicht mehr war als eine bloße Möglichkeit?

Eines Morgens, in Barcelos, liegt ein blau-weiß gestrichenes Flussboot am Steg neben der Eisfabrik. Es ist mit Ballen von Piaçaba beladen, einer Palmfaser, aus der man Besen macht. Einige Indianer dösen auf dem Kahn, bis sie von einem massigen Mann mit Sonnenbrand aufgescheucht werden und die Ballen an Land wuchten.

Es ist das Boot von Seder Helio. Er ist der Sohn des Tatumca. Ein 36-Jähriger, der kein Deutsch mehr spricht. Er weiß nichts von Grub am Forst. Aber er erinnert sich, mit Indios aufgewachsen zu sein. „Mein Vater mag eine Menge Mist erzählt haben. Aber er ist mein Vater. Nichts von den Mordvorwürfen ist je bewiesen worden. Nur sein Geschäft mit den Touristen ist ruiniert worden.“

Und das sei nicht gerecht. „Ich habe den Film ‚Indiana Jones‘ gesehen“, sagt Seder, der Sohn des Tatumca. „Das klingt sehr wie die Akakor-Geschichte meines Vaters. Er hat nie einen Cent dafür bekommen. Einige Geschichten mag er sich ausgedacht haben. Aber er hat mit seinem Leben dafür bezahlt.“

Seder Helio hat auch Indianergeschichten zu erzählen. Es geht dann um die staatliche Behörde Funai und wie die Ureinwohner geschützt werden, indem man ihnen Lohnarbeit verbietet und sie stattdessen mit Wohlfahrtsschecks versorgt. Dass sein Unternehmen eigentlich illegal sei, weil er seinen Leuten nicht die gewerkschaftlich vorgeschriebenen Arbeitsverhältnisse bietet, Unterkünfte, feste Zeiten. Das Problem sei, dass Indios ungern in Containern schlafen und nur zur Arbeit

kommen, wenn es nichts zu sammeln oder jagen gibt. „Sie wollen die Yanomami wie im Zoo halten. Ich gebe ihnen Geld, damit sie sich etwas kaufen können.“

So ist aus dem Sohn eines Fantasten aus Franken, der nicht Günther Hauck, sondern Indianer sein wollte, selbst kein Häuptling geworden. Sondern ein Vorarbeiter. Jemand, der ein Urvolk aus dem Naturzustand in die Monetärwirtschaft geleitet. Und weil er es auf faire Weise tut, schätzen ihn die Yanomami, und vielleicht verehren sie ihn sogar. Ganz ohne Kontakt zu Außerirdischen, zu Altvätern und nach Eldorado.

Mitarbeit: Jens Glüsing